Objekttyp: **Advertising**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **76 (1950)**

Heft 7

PDF erstellt am: **06.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

PHILIUS KOMMENTIERT

Immer wieder wird das uralte und urneue Thema der Kritik angeschnitten. Hat die Kritik einen Wert? Kann sie der Kunst dienen? Ist der Kritiker nicht auch bloß ein Mensch mit seinen Widersprüchen und seinen Begrenztheiten, und ist deshalb seine Kritik nicht letzten Endes von zweifelhaftem Wert? Und so weiter. Bei allen diesen Erörterungen, auf die hier nicht eingegangen werden soll, vergißt man ein grundlegendes Phänomen: nämlich daß der Kritiker, sobald er seine hohe Aufgabe übernimmt, sich verwandelt. Es geht etwas in ihm vor. Das Amt erhöht ihn, und nicht nur äußerlich, sondern innerlich. Er unterstellt sich höheren Maßstäben, die er als «gewöhnlicher» Zuschauer und Zuhörer nicht beachten mußte. Er entpersönlicht sich. Er streift seine Liebhabereien ab und sieht sich nun plötzlich auf einem gehobenen Postament, das nicht nur Ehren, sondern überpersönliche Verpflichtungen bringt. Wo er früher als Privatmann sich seinen eigensten, privatesten und egoistischsten Neigungen hingeben durfte, muß er sich jetzt selber weit unter sich lassen und einen erhöhten Standort gewinnen. Hat er früher ein simples dilettantisches Bildchen deshalb geliebt, weil er es von einem geliebten Menschen erhielt und sich persönliche Erinnerungen daran knüpften, was den Gegenstand immer verschönt, so wird er jetzt von seinem neuen Postament aus kraft seiner absoluteren Maßstäbe ganz andern Bildern sein Interesse zuwenden, denn jetzt steht er nicht mehr im Atemraum seiner Familie, sondern vor dem Forum der Oeffentlichkeit, die von uns das Absolutere fordert als die Familie. Keiner ist als Lokomotivführer geboren und keiner hat in den vier Wänden seiner Familie jene Sorgfältigkeit, jene wache Aufmerksamkeit und jene präzise Arbeit entfaltet wie in dem Augenblick, da er auf der Plattform der Lokomotive steht. Es gibt Staatsmänner, die in ihren Amtsräumen Genies an Arbeitsamkeit und Unermüdlichkeit sind, während sie es, als sie noch familiär lebten, gar nicht waren. Ich kenne wahre mythische Figuren der Aufopferung und Arbeitsamkeit, die früher, als sie noch nicht der Oeffentlichkeit gehörten, faul wie nur irgend ein Landstreicher waren. Ja, das Amt verwandelt den Menschen. Und es verwandelt auch den Kritiker. Und der dumme Einwand jener Leute (meistens sind sie einmal von der Kritik hart angefaßt worden), der Kritiker sei ja auch nur ein Mensch, wird hinfällig.

* * *

Im Radio läuft das Serienhörspiel «Polizischt Wäckerli». Der Erfolg ist unbestritten, er ist über alle Maßen groß. Den Künstlern, die über diesen Erfolg die Nase rümpfen, möchte ich zu bedenken geben: Freilich handelt es sich nicht um ein literarisches Spiel, nicht einmal um ein Spiel, das literarische Ambitionen verfolgt. Es ist nicht von einem Dichter geschrieben, sondern lediglich von einem Manne, der einfachen Leuten eine saubere, lebendige, farbige Geschichte vorsetzen wollte. Und gerade weil hier Kunst nicht erzielt und erkrampft sein wollte, ist etwas entstanden, was doch auf seine Weise wiederum eine Art von Kunst ist, sicher eine Art von Radiokunst. Wir wohnen einer Handlung bei, die den merkwürdigen Anschein eines protokollierten, echten Geschehens erweckt. Man hat diese Geschichte aus erster Hand. Als ob das alles von einem Stenographen aufgezeichnet worden wäre, der sich draußen im Alltag hinter die Leute gestellt und ihre Gespräche und Reaktionen lebenswarm, brühwarm aufs Papier notiert hat. Ohne zu stilisieren, ohne zu retouchieren, ohne zu knüpfen, kurz und gut, ohne alle jene Elemente, die die Kunst ausmachen. Der Autor, der Schaggi Sträuli heißt, verleugnet seinen Schaggi nirgends. Er steht zum Blitznatürlichen auf Schritt und Tritt. Und siehe! Die Dialoge haben eine Echtheit, die kaum mehr überboten werden kann. Auch den Kniff, den Dialekt zu jovialisieren, mit breiten Pointen zu durchsetzen, wird nicht angewendet. Das führt denn auch dazu, daß man nie mit der Angst vor dem Radiokästchen sitzt, die Sprache könnte ins Vulgäre, ins Dumm-Joviale oder gar ins Derbschmutzige umkippen. Eine Sauberkeit geht durchs Ganze, die den Hörer anwärmt. Wir begreifen den Erfolg dieses Stücks und wir gönnen ihn dem Autor von ganzem Herzen.

Freilich, wenn nun die Publikumsforderung erhoben würde, in Zukunft habe der Radio nur diesen Genre zu pflegen und alles wegzulassen, was nach Literatur rieche, dann müßten wir mit der gleichen Deutlichkeit sagen: eine solche Forderung ist widersinnig und gefährlich. Bietet dieses Wäckerli-Hörspiel mit seiner völlig unfrisierten und sich selber überlassenen Natürlichkeit uns ein hohes Vergnügen, so hat daneben jener andere Genre des gebauten, durchgestalteten, in eine andere Atmosphäre als bloß die der Alltagsnatürlichkeit übersetzten literarischen Radiohörspiels seine hohe Berechtigung und Aufgabe. Es wäre eine höchst bedenkliche und betrübliche Nebenauswirkung dieser herrlichen Wäckerliade, wenn die Radioherren, berauscht vom Erfolg, dazu übergehen wollten, das rein literarische Hörspiel in Zukunft stiefmütterlicher zu behandeln. Man soll nicht das eine gegen das andere ausspielen. Aber man wird es sicher auch nicht.

* * *

Kürzlich haben die «Amis de Radio-Genève» unter sich eine Rundfrage durchgeführt. Man wollte wissen, ob die Mitglieder der Gesellschaft zwecks Erhöhung der Einnahmen der Studios lieber eine größere Konzessionstaxe, oder eine «diskrete Radioreklame» sehen würden. Das war nun eine der plumpsten Suggestivfragen, die man hat stellen können, und prompt sprachen sich denn auch die meisten für die «diskrete» Reklame aus. Auf alle Fälle kann dieses ertrotzte Resultat keineswegs als Beitrag zum Problem «Soll die Reklame in den Radiodienst eingeführt werden» betrachtet werden. Wir sind zwar überzeugt, daß die große Of-